

Nr. 266. Bromberg, den 19. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED / VON PAUL HAIN

Erstes Kapitel.

Du lieber Gott, wie alt mag der Brunnen sein, der da vor dem kleinen märkischen Nest steht, nicht weit ab von den romantisch überwucherten Resten einer alten Mauer, die wohl einmal stolz und trotzig die niedrigen, verwitterten, ausgeflickten Häuser des Dorfes umgürtete! Just hier muß ein Tor gewesen sein, noch stößt ein Teil eines Rundbogens jählings aus Fliedergestrüpp, das in dichter Fülle um die Mauerreste grünt, in die Luft.

Und der Brunnen da?

Es ist ein alter Ziehbrunnen mit hoch emporragendem Schwengel zwischen dem Holzgerüst, das an den Seiten der runden, feldsteinernen Umfassung errichtet ist, schon reichlich morsch, ein bißchen wackelig, ein bißchen böse quietschend, wenn der Wind mal zu stark über die Felder vor dem Dorf hinfegt; und wenn der Eimer an der Kette des einen Armes in die feuchte Brunnentiefe gleitet, könnte man wohl manchmal glauben, er würde nie wieder zum Vorschein kommen.

O doch — er kommt immer wieder herauf, wenn eine kräftige Hand den andern Arm des Schwengels herunterzieht. Und wenn die Holzbalken auch knarren und knirschen und es in dem steinernen Schacht gluckst und rumort, im Eimer ist immer noch kühles, klares Wasser, wie es solches nirgends sonst im ganzen Dorf geben soll.

Ja, so ist dieser Brunnen.

Ein bißchen Glucksen und Tröpfeln ist immer in ihm drunten in der Tiefe, und ein kleines Rascheln zwischen dem bröckligen Gestein seiner Umrandung, in dem die Eidechsen ihre Nester haben. Hoch über ihm aber breitet eine mächtige Linde mit narbiger, hier und da aufgerissener Rinde ihre gewaltige Krone wie ein uralter Segen, und fragte man einen im Dorf, wie alt auch diese sei — er wüßte es kaum zu sagen. Sie hat immer da gestanden, groß, riesenhaft und wie ein Recke aus alter Zeit. Der Blitz hat sie zerspellt im Laufe der rasenden Jahre, Dürre hat zuweilen ihr Laubdach gedörrt, immer wieder hat ihre Lebenskraft siegreich alle Wunden überstanden. Und nur der alte Wuzz im Dorf, der schon über hundert Jahre alt ist und dabei noch immer die Kühe vom reichen Eyke von Repkow-Bauern hütet, wiewohl er das schon bei dessen Großvater getan hat, erzählt manchmal, wenn ihn ein Fremder fragt: „Die Linde het schon gestann, als die Preußen den Napolium anno dreizehn ut Deutschland rutschmetten ham. Da hab ick mit min Modder drunter griepen und verstecken gespeelt. Su alt is die Linde un der Brunn', un noch viel älter. Und die wer ick ja nu nich überleven, nee, nee . . .“

Aber wer kann das wissen? Der alte Wuzz kann noch lange Jahre leben. Es weht eine gesunde Luft durch das alte Dorf.

Und eine gesunde, frische Fröhlichkeit.

Das merkt man, wenn des Abends die Burschen und Mädels nach dem Tagewerk auf den Feldern und Wiesen sich wie von ungefähr hier vor dem Dorf auf dem alten Brunnenplatz unter der Linde finden und ihre Verliebtheiten in den duftenden Traum des Abends raunen. Oder die Kinder um den dicken Stamm der Linde, die drei Männer gerade noch umspannen können, tanzen und ihre Schullieder in den Tag jubeln wie mit kleinen frohen Lerchenkehlen.

Dann singen sie wohl auch jenes sehnsüchtig-wehmütige Lied, das gar nicht besser zu diesem idyllischen Dorfplatz passen könnte, und das alle deutschen Kinder schon gesungen haben und immer wieder singen werden, solange es sanft glucksende und tröpfelnde Brunnen und rauschende Linden in Dörfern geben wird:

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort,
Es zog in Freud und Leide
Zu ihm mich immer fort.“

O ja — wie viele kleine Liebesnarben, Herzen und Namen und zärtliche Versprechungen, sind in die Rinde des alten Baumes eingeschnitten worden. Und wie viele werden immer noch hinzukommen, wenn die alten längst vernarbt sind, solange die Linde steht!

Die Kraft dieses Baumes wird das Leben der Menschen um Generationen weiter überdauern, die alle unter ihm noch singen werden.

„Ich mußt auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.
Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!“

Wird schon mancher Bursche hier vorbeigewandert sein Walzbrüder, Landstraßenbummler, Soldaten und wanderndes Volk, und wird manch einer gedacht haben: Wer hier bleiben könnte! Und wird gerastet haben für ein müdes Stündlein.

„Die kalten Winde bliesen
Mir grad' ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.
Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!“

Und auch das wird schon so sein: Ist manch einer aus dem Frieden seiner kleinen Welt — hier wie überall — hinausgezogen, um Ruhm und Lorbeeren und Reichtum zu erwerben, und hat über allem nicht die Sehnsucht nach

irgendeiner rauschenden Linde und einem tröpfelnden Brunnen und den roten Dächern seiner fernen Heimat auslöschen können.

Ja, so was singen die Kinder an Sommertagen, und die Burschen und die blankäugigen Mädel an den lauen Abenden, und sie singen es hin, als ströme es aus ihrer Seele wie von selbst, und keiner weiß, wer wohl das Lied zum erstenmal gesungen hat und woher es kam.

Keiner?

O ja — es sind schon welche da, hier auf diesem verwunschenen Platz vor dem Dorf mit dem zerbrochenen Torbogen und dem Fliedergestrüpp um die verwitterten Mauerreste.

Und wenn dieses Lied gesungen wird, dann ist es, als höre plötzlich der Brunnen auf zu tröpfeln und zu gluckſen, und der Lindenbaum stelle sein Rauschen ein. Und erst wenn das Lied zu Ende ist und das junge Volk längst gegangen und der Abend wieder tiefer und stiller geworden, dann beginnt von neuem der tröpfelnde Zauber des Brunnens und das Geraune in den Zweigen über ihm.

Denn die beiden wissen mehr als das junge lebendige Menschenvolk dieser Zeit, die wissen genau, woher einmal jenes Lied geflogen kam, und haben es selber nie vergessen über dem Wandel der Zeiten hinweg.

Und dann geht das Wispern und Flüstern los zwischen den beiden. So alte Gesellen wie sie können wohl Nächte um Nächte lang erzählen aus dem großen Packen ihrer Erinnerungen, und die vielen bunten Vögel im schattigen, warmen Gezweig sind immer wieder neugierig auf das Geraune der beiden Alten und schlagen sich oft den Schlaf um die Ohren, nur um ihnen zuzuhören.

„Weißt du noch — die Annemarie, die hier immer gesessen hat? So nach dem Wasserholen?"

„Hoho — gluck, gluck — ob ich's weiß", tröpfelt der Brunnen. „Damals war ich ja ein großer Herr vor dem Tor. Die Annemarie und der Wilhelm, der nachher das schöne Lied machte — ferne Zeiten, meine liebe Frau Linde."

„Goldene Zeiten, Alterchen", raunt es im Blattwerk. „Die beiden haben uns unsterblich gemacht — haha."

„Hohoh", gurgelt es etwas hohl und dumpf aus der Tiefe des steinernen Schachtes in die nächtliche Dunkelheit hinauf. „Unsterblich. Na ja. Wie oft haben sie beide hier auf dem Rand gesessen und die heißen Hände ins Wasser hängen lassen. Damals hatte ich ja noch mehr davon, da gab es noch anständige Wasserspiegel."

„Wohl, wohl", raunt die Linde, „wär ich sonst so stark geworden, Alter? Ach, was haben die beiden unter meinen Zweigen sich alles ins Ohr gesagt, was hat die Annemarie alles geträumt, wenn sie allein war. Damals hatte ich noch junge Blätter und Ohren. Weißt du noch, Alter, wie es überhaupt anfing?"

„Na, du konntest natürlich weiter schauen als ich. Aber fang nur an. Man hört so alte Geschichten immer wieder gern. Überhaupt in so warmen Juninächten, wie wir sie heuer haben. Und schlafen kann man ja doch nicht."

Ein schwaches Seufzen, das durch die Nacht flattert. Die Linde rauscht stärker auf. Stimmen wispern und raunen. Groß und silbern steht der Mond am Himmel über dem Dorf und schüttet ein bißchen von seinem Licht durch das Astgewirr der Linde in die kühle Tiefe des Brunnens.

Und was die beiden Alten in diesen Nächten geheimnisvoll und wissend erzählen, das ist, als teile sich ein dunkler, weicher Vorhang über der Vergangenheit, die in diesem Brunnenwinkel vor dem kleinen Dorf noch immer webt und zauberhaft wirkt.

*

Auf dem Hofe des Herrn von Repkow läuft das Gesinde schreiend zusammen. Wie ein aufgescheuchtes Hühnervolk läuft es aus den Ställen, der Scheune, aus der Küche heraus, hinüber ins Herrenhaus, das in seiner langgestreckten, massiven Wucht den großen Hof nach der Straße zu abschließt und wie ein kleines Schloß aussieht.

Frau Jutta von Repkow steht mitten in der Halle, selbst sehr blaß, mit zitternden Knien. Sie ist eine stattliche Frau in den Vierzigern, von straffer Gestalt, das Gesicht klar und geradlinig, ein bißchen stolz und ein bißchen mütterlich. Herbe und sanft zugleich. Gesicht und Erscheinung einer echten Landedelfrau.

Nun geht ein schwaches Lächeln um ihren Mund, da sie die zwanzig, dreißig Menschen so ungestüm hereinstürmen sieht.

Zwanzig, dreißig bleiche, verstörte Gesichter.

„Es ist ja nichts", sagte sie, „aber bleibt nur hier, wenn ihr glaubt, daß es sicherer ist. Es wird bald vorüber sein."

Krach — bum! Krach — ssssssssst, bum!

Das Wort erstirbt ihr auf den Lippen.

Wieder einen Augenblick Totenstille. Einer der Knechte sagt mit heiserer Stimme:

„Das hat am Ende beim Bauer Päsel eingeschlagen. Vier Kühe sind bei uns hin, Frau Baronin. Grad durchs Dach ist es gegangen. Ein Glück, daß niemand drin war — aber ich sah's durch die herausgerissene Tür."

Fernes Knattern und Schreien — böse erschreckend. Und dazwischen wieder die dumpfen Einschläge, aber nun weiter ab. Kanonengrüße. Und eben ist einer davon mitten auf dem Repkowhof in den Kuhstall gelandet.

„Es muß ein verirrtes oder schlecht gezieltes Geschoß gewesen sein", sagt Frau von Repkow tröstlich und hat wieder Haltung, wiewohl ihr noch immer die Knie unter dem gerafften Reitkleid von dem plötzlichen Knall zittern, der den ganzen Hof erbeben ließ. „Das Gefecht steht doch weit ab von uns. Und die Patrouille heute morgen stand dafür ein, daß nichts ernstliches mehr geschehen würde."

„Die haben vielleicht noch keine Kanonenkugeln kennen gelernt", murmelt Schmersow, der Altknecht, und hat noch immer den Kopf in die Schultern eingeduckt, als könnte er dadurch unter jeder Musketenkugel hinweglaufen.

„Es kann sich doch nur um eine kleinere Aktion handeln", fährt die Baronin fort. „Die letzten französischen Regimenter sind bei uns vor einer Woche durchmarschiert. Sicher Nachhutkämpfe."

Das Gewehrgeknatter draußen wird heftiger. Das Gebrumm der Granaten ferner und gedämpfter. Die Leute in der Diele atmen hörbar auf. Eine Jungmagd schluchzt plötzlich haltlos. Eine andere macht's ihr nach. Sie haben beide ihren „Schatz" bei den Preußen stehen, vielleicht sind sie mit dabei, wo es, zwei, drei Kilometer entfernt, jetzt drauf und dran geht.

Eben geht eine Tür auf. Eine Mädchengestalt steht auf der Schwelle des Musikzimmers, das von der großen Halle abgeht. Sehr schlank, sehr zierlich, im weit herniederfallenden weißen Sommerkleid, das den schlanken Hals frei läßt, mit den langen, um die Schultern fallenden Zöpfen und dem breiten Stirnband, das vorn das Kraushaar bändigt, in der ganzen Süße der Erscheinung stark an die junge Königin Luise erinnernd, als sie noch Mädchen war.

Arme Königin Luise! Daß sie dieses Jahr 1813 nicht mehr erleben durfte!

„Na — na", sagt das junge Mädchen auf der Schwelle und kommt weiter in die Halle herein. Und hat ein sehr schönes, weiches, zartes Lächeln um den jungen Mund. „Wer wird denn heulen, Mädels, wenn preußische Grenadiere und freiwillige Jäger hier in der Nähe auf französische Rothosen Jagd machen und dabei ein bißchen Feuer herüberspritzt? Wenn das der Eyke von Repkow sähe —!"

Da hört dann auch mit einemmal das Schluchzen auf, die Knechte kratzen sich verdattert hinter den Ohren, und der alte Schmersow grient von einem Ohr zum andern.

Hat natürlich wieder mal recht, die kleine Annemarie, die junge Baronesse. Wie sie mit ihren knapp sechzehn Lenzen dasteht, rank und zierlich, mit blitzenden Augen, sieht sie so aus, wie der alte Eyke von Repkow wohl als blutjunger Leutnant einmal ausgeschaut haben mag, der nun als Oberst auch schon seit Jahr und Tag mit dem Generalissimus Blücher sich mit Napoleons Grenadieren herumdrischt, trotzdem er hier auf dem Gut eigentlich bitter nötig wäre.

Hätte ja wohl eigentlich auch ein Junge werden sollen, die Annemarie. Schade, daß sie nur die Einzige und dazu eine Tochter geworden ist.

„Es war man bloß so der erste Schreck, Fräulein", sagt Schmersow entschuldigend. „So nah' hat man's doch noch nie gehört. Und wenn gar eine richtige Kanonenkugel zwischen die Kühe fegt —"

„Da müßte man eigentlich", fährt Annemarie von Repkow lächelnd fort, „gleich nachsehen, was aus den andern geworden ist, und gleich Ordnung schaffen, nicht wahr?"

Und da geht sie denn auch wirklich schon quer durch die Halle, öffnet die Tür zum Hof, und die andern sehen ihr verblüfft nach und jeder will mit einemmal jetzt der erste sein, der wieder herauskommt. Keiner hat mehr Angst vor der Knallerei, einige Kilometer entfernt, und daß am Ende noch einmal ein neues Geschoß sich ins Dorf verirren könnte.

Frau von Repkow lacht leise hinterher. Auch sie eilt nun mit hinaus. Das Schießen da hinten? Ach — im Grunde genommen ist es ja eine gute Musik. Musik der Freiheit. Musik siegreichen Vorstürmens. Und so Gott will, wird das arme, geknechtete Preußen noch in diesem Jahr frei werden von fremdländischer Tyrannei. Wenn Männer, wie die Generale Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst, Bülow, das Schwert eisern in der Faust halten, muß und wird es diesmal gelingen, den welschen Cäsaren zu stürzen. Wie hat doch noch ihr Mann gesagt, als er mit seinem Regiment auszog im Februar, bei klingendem Frost und schmetternder Marschmelodie? „Du siehst mich nur wieder, Jutta, wenn kein Franzmann mehr diesseits des Rheins steht. Aber ein geschlagener Repkow kommt nicht mehr zurück. Es lebe der König!"

Und das Regiment hat gebrüllt und die Mützen geschwenkt: „Es lebe der König!"

Darob sind nun schon viele Monate vergangen. Schlachten haben ihre blutigen Spuren durch das Land gezogen, Sieg und Niederlagen haben gewechselt, aber der preußische Adler fliegt und fliegt, und es gibt keinen, der diesmal zu glauben vermöchte, er könnte mit gebrochenen Flügeln zur Erde zurücksinken. Und wenn es in diesen Tagen auch geheißen hat, französische Truppen marschierten auf Berlin zu — es laufen so viele Gerüchte in Kriegszeiten um. Man kann nur abwarten und auf die guten, preußischen Soldatenfäuste vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hut Napoleons.

Skizze von **Joachim H. Wohl.**

Wir hatten St. Helena nach stürmischer Überfahrt zusammen mit der Afrikaexpedition des französischen Barons G. erreicht, der seinem auf der Reise entstandenen Tonfilm einige patriotisch gefärbte Schlußszenen anfügen wollte. Eines Tages stießen wir im Süden der Insel auf ein kleines, schmuckes Fachwerkhäuschen von der Art, wie man sie in der Normandie häufig trifft. Es lag auf der Hochfläche eines längst erloschenen Vulkans, und da allein die Bauart des Hauses das Interesse meines Begleiters erregte, beschlossen wir, ihm aus der Nähe einen Besuch abzustatten.

Leichter gesagt als getan! Der Steilabhang vor uns war unpassierbar; erst nach längerem Suchen entdeckte Baron G. den einzigen Weg, der in schmalen Serpentinen über den Kamm des Berges hinweg zu dem Hause führte.

Ein verhutzeltes Männchen mit schlohweißem Haar nahm uns an der Gartenpforte in Empfang. Wir folgten dem Greis durch den Vorgarten, dessen üppige Pflanzenpracht in groteskem Gegensatz zu der Felseinöde ringsum stand, und begrüßten in der Diele des Hauses auch Madame Déjan.

Die Freude der beiden, die sich in einem Schwall von Worten entlud, war sicher ehrlich und überzeugend.

Während Madame den Kaffee bereitete, saßen wir in dem blitzsauberen Wohnzimmer und hörten mit halbem Ohr auf die Klagelieder über die schlechten Flachspreise, die der Alte angestimmt hatte.

Endlich hielt es mich nicht länger. Ich deutete auf den alten, abgetragenen Zweispitz mit der französischen Kokarde, den wir sofort bei unserem Eintritt unter einem bauchigen Glasbehälter auf der Vitrine bemerkt hatten, und fragte — wohl allzu naiv — nach dem Ursprung der seltsamen Reliquie.

Armand Déjan fuhr hoch, als habe ihn eine Tarantel gestochen. Ein zorniger Blick aus den buschigen Augen traf mich. „Ah — ich vergaß, Monsieur sind kein Franzose!" entschuldigte er sich dann jedoch mit höflicher Geste. „Sonst würden Sie wissen, daß es einer jener Hüte ist, wie sie Napoleon ständig getragen hat."

Er trippelte auf die Vitrine zu, nahm den Hut unter dem Glasbehälter hervor und legte ihn behutsam vor uns auf den Tisch. „Wenn es Sie nicht langweilt, erzähle ich Ihnen gern seine Geschichte!"

„Langweilt? — Im Gegenteil!" Baron G. machte eine chevalereske Handbewegung. Gefesselt betrachtete er das eigenartiges Stück, und ein begehrliches Leuchten glomm in seinen Augen.

„Sehen Sie, Messieurs", begann der Greis, „ich bin ein Enkel jenes André Déjan, der zusammen mit vier Generalen Seiner Majestät freiwillig in die Verbannung folgte. Mein Großvater freilich war nur Diener beim Kaiser, und Napoleon hinterließ ihm kurz vor seinem Hinscheiden außer einer beträchtlichen Summe Geldes als Andenken auch jenen Hut, der jetzt vor ihnen liegt."

„Aber sollte das möglich sein?" staunte Baron G.

Der Greis nickte. „Es ist die reine Wahrheit, Monsieur! Bitte, hier sehen Sie die letztwillige Verfügung mit der eigenhändigen Unterschrift unseres unsterblichen Kaisers! Von dem ausgesetzten Legat kaufte sich mein Großvater dieses Anwesen in unmittelbarer Nähe seines unvergeßlichen Herrn, und der Hut hat sich durch zwei Generationen hindurch auf mich vererbt. Es ist übrigens der gleiche Hut, den der Kaiser während der Feldzüge in Italien und Österreich und später wieder auf St. Helena getragen hat. Im Kriege gegen Preußen und Rußland trug er einen anderen Hut, den, wenn ich nicht irre — —"

Er lief mit kurzen Schritten zum Bücherschrank, der fast ausschließlich Napoleonliteratur enthielt, blätterte in einem dickleibigen Wälzer und kreischte dann mit triumphierender Stimme: „Hier steht es: „Diesen Hut haben die Preußen nach der Schlacht von Belle-Alliance erbeutet." Und in der Fußnote hier lesen Sie, daß ein zweiter Hut des Kaisers, der die Schlachten von Rivoli und Marengo und später St. Helena miterlebt hat, als verschollen gilt! „Verschollen", Messieurs! Man sollte den Chronisten noch nachträglich steinigen! Denn jedermann auf der Insel weiß, daß die teure Reliquie seit drei Generationen den Ehrenplatz im Hause glühender französischer Patrioten einnimmt!" — —

„Was werden Sie tun?" fragte ich Baron G., als wir hinabstiegen.

„Den Hut kaufen!" entgegnete er. „Das Stück ist echt; ich kenne seine Geschichte. Der Alte hat mir keinerlei Neuigkeiten erzählt." —

Am nächsten Tag waren wir wieder bei dem Alten. Baron G. ging ohne Umschweife auf sein Ziel los, und er bot eine geradezu phantastische Summe für den Hut des Kaisers.

Was ich erwartet hatte, trat ein: der Greis war außer sich vor Entrüstung, und wäre nicht Madame Déjan dazwischengekommen, so hätte er uns sicher hinausgeworfen. Niemals sei ihm die Reliquie feil, nie und nicht für alles Geld der Welt.

Da spielte Baron G. seinen letzten Trumpf aus. „Auch dann nicht, wenn ich Ihnen beweise, daß ich ein direkter Nachfahre des Generaladjutanten Gaspard Baron G. bin, der zusammen mit den Generalen Montholon, Bertrand und Las Cases und mit Ihrem Ahnen freiwillig die Verbannung Napoleons auf St. Helena teilte?"

Unserem Gegenüber blieb vor Erstaunen das Wort im Halse stecken.

„Ist das die Wahrheit?" keuchte er endlich. Und nachdem der Baron ein paar Familiendokumente auf dem Tisch ausbreitete, die der Greis kritisch betrachtete: „Aber dann sind wir Kameraden, Monsieur, Kameraden der unsterblichen wir ja Kameraden, Monsieur! Daß mich der Himmel diesen Tag noch erleben läßt! Wie konnte ich gestern, als ich Ihren Namen hörte, auch nur im Zweifel sein!" Er schluchzte vor Freude und drückte ein über das andere Mal die Hand meines Begleiters.

„Das natürlich, Monsieur", fuhr er nach längerer Pause fort, „ändert die Lage von Grund auf. Selbstverständlich ist das teure Erinnerungsstück bei Ihnen besser und würdiger aufgehoben als in der armseligen Behausung von zwei alten Leuten, die stets in Sorge waren, was mit der Reliquie wohl geschehen würde, wenn uns der Himmel in Kürze abberuft. — Aber Geld, Monsieur, will ich nicht. Kinder blieben uns versagt, und wir beide haben alles, was wir brauchen. Nein — Armand Déjan schenkt Ihnen den Hut des Kaisers!" —

Mit zwei Trägern, den Hut zu holen, stiegen wir am Tage danach den Serpentinensteig hinauf. Begleitet von tausend Segenswünschen des Greisenpaares, das Tränen der

Rührung vergoß, machten wir uns, nachdem die Glaskonsole mit dem Hut vorsichtig mit Holzwolle und Werg umwickelt und in die Kiste gesetzt worden war, an den Abstieg.

Und da, an einer Stelle, an der der Fußsteig knapp anderthalb Meter breit war, geschah das Unheil. Einer der Träger rutschte aus; die Kiste polterte zu Boden. Die Gewalt des Aufschlages löste den nur lose aufgenagelten Deckel, und ehe jemand von uns zufassen konnte, glitt die sorgsam verpackte Glaskonsole über den Steilabhang in die Tiefe.

Sie zerkrachte ein paar Meter unterhalb auf einem Felsvorsprung, und aus dem Gewirr splitternden Glases löste sich der Hut Napoleons, der gleiche Hut, der die Schlachten von Rivoli und Marengo miterlebt hatte. 1797 und 1800, nicht wahr? Er stand für Sekunden fest im Raum, und es sah aus, als besänne er sich; dann aber kollerte das Stückchen Tuch, den Gesetzen der Schwerkraft folgend, in unaufhaltsamen, grotesken Sprüngen den Abhang hinab, bis es zwischen dürren Flechten und Dornengestrüpp auf halber Berghöhe unseren Blicken entschwand.

Drei Tage suchte eine Kolonne von Menschen, angefeuert durch die hohe Belohnung, die Baron G. für die Auffindung des Hutes ausgesetzt hatte, jeden Winkel im Tal und auf den Berghängen ab. Alle Mühe blieb vergebens. Die im Süden der Insel überreich auftretenden Wildziegen, denen man allgemein eine besondere Vorliebe für manche Erzeugnisse der Tuchindustrie nachsagt, hatten wohl längst ganze Arbeit getan . . .

Anekdoten und Schnurren.

Polyklet und das doppelte Kunstwerk.

Im vierten Jahrhundert vor Christum lebte in Griechenland der große Bildhauer Polyklet. Einst schuf der Künstler zu gleicher Zeit zwei Bildwerke, denen beiden der gleiche Gedanke zugrunde lag. Nur entstand eines davon ganz im geheimen, während das andere in der Werkstatt des Künstlers vollendet wurde, die jederzeit auch für Besucher offenstand. Nun war es schon damals so wie heute: es gab viele Menschen, die da glaubten, dem Künstler allerlei gute Ratschläge erteilen zu müssen. „Ich würde es so machen!", sagte der eine, „Nein, dies müssen Sie ändern", meinte der andere. Polyklet lächelte, aber er befolgte jeden der ihm aufgedrängten Ratschläge und arbeitete ganz nach den Anweisungen der lieben Kunstkenner. In einer kleinen Kammer jedoch, die er nur selbst betrat, entstand daneben das zweite Kunstwerk, das lediglich aus seinem Schöpferwillen heraus wuchs.

Endlich waren beide Arbeiten fertig und Polyklet stellte sie öffentlich aus. Das Bildwerk, das er ganz allein geschaffen hatte, versetzte die Menschen in ehrfürchtiges Staunen, das andere erregte dagegen homerisches Gelächter.

„Warum lacht ihr über dieses Werk?", meinte der Künstler, „seht, es ist euer Werk und nach euren Anweisungen entstanden — das andere ist meines!"

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Shakespeare, der bekanntlich ein ausgesprochener Damenfreund war, beobachtete eines Tages während einer Vorstellung seines „Richard III.", wie ein Schauspieler hinter den Kulissen mit einer reizenden jungen Darstellerin sprach. Beide verabredeten sich für den Abend. Shakespeare hörte, wie das Mädchen gerade sagte: „Poche um 10 Uhr heute abend dreimal an die Haustür! Wenn ich dann frage „Wer ist da?", mußt du antworten: „Richard III.!" Am Abend war Shakespeare eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit vor dem Hause der Schönen. Auf die Frage, wer unten sei, gab er die verabredete Antwort, wurde eingelassen, und es gelang ihm rasch, den Zorn der Überlisteten zu besänftigen. Ein wenig später hörte man den wahren Liebhaber an die Tür pochen. Shakespeare öffnete vorsichtig einen Spalt des Fensters und rief mit leiser Stimme hinunter: „Wer ist da?"

„Richard III.", kam die Antwort gedämpft zurück.

„Richard!", rief darauf Shakespeare hinunter, „du kommst leider zu spät, Wilhelm der Eroberer hat die Festung inzwischen schon eingenommen!"

Ein Sprichwort, wörtlich genommen.

Karl II. hatte einst von dem Herzog von Newcastle dessen herrliches Pferd geschenkt bekommen. Als man das köstliche Tier im Hofe betrachtete, befahl Karl II. seinem Stallmeister Killegwev, der längst das Hofnarrenrecht erhalten hatte, nachzusehen, wie alt das edle Tier wohl sei. Killegwev betrachtete nun merkwürdigerweise das Pferd eingehend am Schweife.

„Was machst du denn da?", fragte der König verwundert.

„Ew. Majestät", antwortete der Hofnarr, „kennen ja das Sprichwort: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul!"

Der kluge Mann baut vor.

Johann V., König von Portugal, unterhielt sich einst mit dem Marquis von Pontelima über die Gewalt, die ein Monarch über seine Untertanen habe. Der Marquis behauptete, daß dieser Gewalt immerhin gewisse Grenzen gezogen wären. Doch der König wurde ziemlich heftig und sagte:

„Wenn ich Ihnen befehle, sich ins Meer zu stürzen, so müßten Sie sich eben Hals über Kopf hineinstürzen!"

Der Marquis antwortete nicht mehr, er wandte sich um und lief eiligst nach der Tür.

„Wohin so schnell?", fragte Johann.

„Ich will nur rasch schwimmen lernen", antwortete der Marquis.



Lustige Ecke



Kann stimmen.

Es war während des Rechenunterrichts der Allerkleinsten. „Du hast zehn Äpfel", fragt der Lehrer, „dein großer Bruder kommt und nimmt dir fünf davon weg. Was bleibt dir dann?"

„Die fünf kleinsten, Herr Lehrer."

*

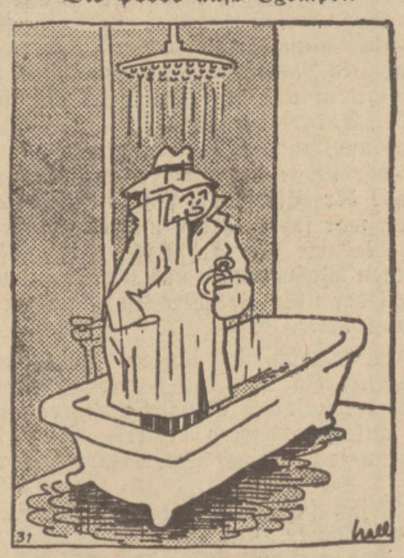
Der Grund.

Männer saßen am Stammtisch. „Sie ahnen gar nicht, wie sehr ich mich nach einem stillen, ruhigen und zufriedenen Heim mit einer kleinen sauberen Frau sehne!"

„Sie sind doch verheiratet?"

„Eben deswegen."

Die Probe aufs Exempel.



„Drei Stunden sollte der Mantel im Regen dicht sein, sagte der Verkäufer; nun wollen wir mal sehen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.